

Vielleicht ein angehender Dichter, der bescheidene, freiwillige Eleve des Leides, der statt der Erfüllung triumphierend die Sehnsucht heimtrug, fühlend, daraus würden noch Sehnsüchte und Reime sprießen. Deshalb mußte er verschwinden, plötzlich und ohne Säumen.

Sie aber ging auch weiterhin über die Brücke, abends um sieben. Unfänglich merkte sie nicht einmal, daß der Jüngling fortgeblieben. Dann wurde sie sich dessen bewußt. Blicke sich immer um. Er ging fort? Ihr Kopf rauhste und sie wiederholte den Fragesatz, nach der Mitvergangenheit in der Vergangenheit, dann in der Vorvergangenheit. — Einzahl dritte Person. Später kam der Indikativ ohne Fragezeichen. Der Jüngling hatte bei ihr das Leid studiert, wie die früheren die Sprachlehre, und war dann verschwunden. Dieser war von allen der bettlerärmste. Hatte Leid gestohlen.

Eigentlich erfuhr sie erst später, was in ihr und mit ihr geschehen war. Oft schlief sie nicht. Und in der üblen Wachzeit erschien ihr das Taschmesser. Jenes, das die Gattin des Generals verloren, doch gewachsen, ein drohendes Gespenst mit riesenhafter Klinge. Sie fühlte in sich die Kraft, es zu erfassen. Und auch dazu, es in die Brust jedes beliebigen Menschen zu stoßen.

Nach einigen Monaten dachte sie an niemand mehr und an nichts. Gab weiter fleißig Unterricht. Verdiente noch mehr. Konnte als geheilt betrachtet werden. Wieder schwirrten Worte ringsum, ziellose, aufdringliche Worte, mit trockener Rinde den Baum des Lebens umraschelnd. Über das welke Laub dieser toten Worte schritt sie dahin, mit geweiteten Augen und wellenden Körpers. Unsäglich litt sie darunter, schlimm und schwer, fast so schmerzhaben wie ein Dichter.

In ihren freien Viertelstündchen, zwischen zwei Lektionen, setzte sie sich auf eine Straßbank und schloß die Augen. Und stellte sich vor, sie befände sich in einem Garten. Budapest besitzt keine lieblichen, dunklen, tiefstiefen Gärten. Doch Marie liebte den Garten. Jenen Garten, von dem sie so oft sprechen gehört. Den idealen Garten, wo die Leute mit ihren Oheimen promenieren, und wo — aller Wahrscheinlichkeit nach — auch die Gattin des Generals ihr Taschmesser verloren hat. Die Sprachlehrerin schmückte diesen Garten mit allem Erdenklichen. Mit smaragdneem Gras, saphirnen Rosen, springenden Brunnen, blaßgelben Glaskugeln. Nirgends auf der Welt gab es einen ähnlichen Garten. Er war schöner dem jeder andere.

So verlungerte die Ärmste täglich ein Viertelstündchen, zwischen zwei Lektionen. Sie hätte den Kopf in das dunkle Laub legen mögen, irgendwohin, auf die Schulter eines Marmorengels, um ein wenig Ruhe zu genießen.

Sage, Liebster

Von Rabindranath Tagore

Sage, Liebster, mir in Worten,
Sag, was du gesungen hast,
Stille Nacht ist allerorten,
Und die Sterne schlafen fast.

Lauschen — nicht ins Aug' dir schauen
Will ich, bis verklingt dein Wort.
Ruhe wird herniedertauen,
Und wir sitzen fort und fort.

Blätter seufzen in dem Winde,
Und jetzt löse ich mein Haar;
Wie die Nacht blau und gelinde,
Wehrt mein Mantel der Gefahr.

Dunkle Bäume werden raunen,
Und erblasen wird die Nacht,
Und die Dämmerung wird staunen,
Bis wir Aug' in Aug' erwacht.

Einsamkeiten zu genießen,
Ruht dein Haupt an meiner Brust,
Und ich will die Augen schließen,
Rede du nach Herzenslust.

Jedes dann zu andern Pforten
Geht des Wegs nach solcher Raft
... Sag jetzt, Liebster, mir in Worten,
Sag, was du gesungen hast.

In deutschen Strophen von Conrad Haußmann.



Ein pietistischer Dichter

Am 2. April 1917 werden es hundert Jahre, daß ein sonderbarer Heiliger der Literatur, einer, der durch seine eigenartige Rolle Interesse abfordert, seine Augen für immer geschlossen hat. Wer weiß heute noch viel von Heinrich Jung, genannt Stilling, oder „Vater Stilling“, wie er allgemein hieß, dieser klassischen Blüte pietistischer Geisteskultur, der zu guter Letzt, an manchen Fahrnissen vorüber, in Karlsruhe als Geheimer Hofrat endete,

von wo aus er in alle Welt Religion und praktisches Christentum durch billigte Traktatenweisheit zu verbreiten suchte. Er war zu seiner Zeit ein berühmter Mann, der durch seine halb theologischen, halb mystischen Schriften nicht wenig Aufsehen erregte. Mit dem Fanatismus eines Heiligen verband er so viel poetische Begabung, so viel romantische Stimmung, daß er sich überall Anhänger verschaffte, gleichzeitig sicherte ihm eine gewisse pastorale Nüchternheit die Gefolgschaft aller flachen Seelen, für die die Revolution nur eine

Strafe Gottes war, und deren beschränkter Konservatismus in jedem Fortschritt eine menschliche Überhebung gegenüber dem göttlichen Willen erblickt.

Nun wäre diese Gestalt, wie sie auf der Höhe und gegen Ende ihres Lebens sich als eine Art poetischen Bekbruders kennzeichnet, wohl nicht bedeutend genug, auf einen Platz Anspruch zu erheben, der sie in die Reihe der Borromantiker stellt, aber das literarhistorische Interesse für Stilling konzentriert sich auf ein einziges Werk, auf seine Lebensgeschichte, im Alter von 30 Jahren geschrieben, die trotz ihrer Mängel eine höhere Wertung als sein sonstiges, recht problematisches Wirken erfahren muß.

Um einen Selbmademan in der Literatur handelt es sich, den Enkel armer Köhlerleute im damaligen Fürstentum Nassau-Siegen, den Sohn eines schwächlichen, hungrigen Dorfschullehrers, der bei den elenden Lebensbedingungen dieses Standes den zweiten Beruf eines Schneiders ausüben mußte, um sich und die Seinen zu ernähren. Die Mutter starb an der Schwindsucht, als Stilling kaum laufen konnte. Trüb klingt die Geschichte in seinen Lebenserinnerungen wider. Romantische Schwärmerie, exaltierter Glaubenseifer, religiöse Eigenbrötelei — das Erbe seiner pietistischen Ahnen — wohnen neben einer heißen Sehnsucht nach dem Leben, einem brennenden Bedürfnis, emporzukommen, in der Brust des frühreifen Knaben. Er fühlt sich zu Großem berufen, als ein spezieller Günstling Gottes, dessen Schicksal in der Vorsehung bereits beschlossen und vorgezeichnet ist. Immer in Erwartung des Wunderbaren wird er Dorfschullehrer und Schneider, wie sein Vater, doch er geht es ihm bitter schlecht. Dem

Jammer des Elternhauses entflieht er nach langer Leidenszeit, er irrt, ein armseliger Schneidergeselle, umher, dem Zufall, der ihm jedoch der bewußte Wille Gottes scheint, gläubig hingegeben. Und sonderbar, wenn er dem Untergange nahe ist, führt eine überraschende Wendung ihn immer wieder empor. Endlich findet er, beinahe ein Dreißiger, einen Mäzen, der ihn fördert, er wird Student der Medizin in Straßburg. Von da beginnt sein Aufstieg.

In Straßburg lernt er den jungen Goethe kennen, Herder wird sein Führer und Freund. Auf Anregung Goethes schreibt er seine Schlichte, von Zufällen und wunderbaren Begebenheiten verbrämte Lebensgeschichte nieder, die später in den verschiedenen Lebensaltern ihre Ergänzung erfahren hat. Sie begegnete einem ungewöhnlichen, für uns bereits ganz unverständlichen Interesse. Vielleicht wegen ihrer Mischung von Frömmerei und Treuherzigkeit, von Romantik und Exaltiertheit, oder wegen ihrer primitiven Eigenheit, alles von der Perspektive eines beinahe abergläubischen Vertrauens in den höheren Ratsschluß zu betrachten, war ihre Wirkung unerwartet groß. In diesem Buche, das einen antiquierten Duft ausströmt und das wir heute nicht ohne lächelnde Nührung lesen können, ist der beschränkten Einsicht ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Es beginnt wie eine idyllische Dorfgeschichte, und die Menschen sprechen zu ihm eine so salbungsvolle Sprache; so viel Tränenseligkeit und so viel Überspanntheit ist darin aufgespeichert, daß man zeitweise glaubt, es mit einer gelungenen Persiflage zu tun zu haben. Alle Erscheinungen des Tages, alle For-

derungen des Lebens sind von betenden Mienen, zum Himmel erhobenen Augen begleitet, sind umhüllt von der frommen Atmosphäre pietistischer Absonderlichkeit. Und doch umfließt diese manchmal exaltierte, manchmal überaus nüchterne Lebensbeichte ein Schimmer von Poesie, der ihre Arabesken und Verschönerungen anmutig zur Geltung bringt.

Das war der junge Stilling, Goethes Freund, eine liebenswürdige, fromme Seele, die in ihrer Art ein ausgezeichnetes Kulturbild aus dem achtzehnten Jahrhundert schuf. Später wurde Stilling Arzt, sogar ein bekannter Staroperateur, dann Professor der Kameralwissenschaften in Kaiserslautern, Heidelberg und Marburg. In dieser Zeit verschob sich seine literarische Erscheinung stark ins Groteske, der alte Wahn, ein besonders zur Ehre Gottes Berufener zu sein, erwachte wieder in seinem Gehirn, und so entstanden die bekannnten „Szenen aus dem Geisterreiche“, „Heimweh“, „Der graue Mann“ und die endlose Reihe der Erzeugnisse eines spiritualistischen Mystikers, dessen Denkfähigkeiten nicht die schärfsten waren und der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Menschheit in die Ketten einer bigotten, formalistischen Religion zu schmieden. Er warf sich zum geistigen Führer der Nation auf und führte Donquixotekämpfe mit der Revolution, dem Voltairismus, den Rousseauschen Theorien, er bekämpfte die damals herrschende Philosophie Rants in allem, worin sie Einfluß auf den christlichen Glauben nahm. Besonders schien ihm die Naturreligion eine Gefahr für den Glauben zu bilden, und den Pantheismus verwarf er einfach als metaphysisches Übel. Hestig trat er aber gegen den Determinismus auf, dessen

Gewalt er nach seinem eigenen Bekenntnisse — verführt durch die Leibniz-Wolffsche Philosophie — selbst längere Zeit verfallen gewesen war. Einzig und allein nur anerkannte er als abgeschlossen, vollendete Lehre das Dogma der Heiligen Schrift, die Bibel betrachtete er als die einzige zuverlässige Quelle „aller derer übersinnlichen Wahrheiten, die dem Menschen zu seiner Bestimmung notwendig sind“. Diesem unbewußten Glauben, der ihm nicht als das Resultat irgendeiner Deduktion der bloßen Vernunft erschien, sondern in seinem Gemüte wurzelte, stand die neue Aufklärung schroff gegenüber, und er hat sie stets mit dem ganzen Arsenal theologischer Rüststücken, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Beschränktheit bekämpft.

Keine Alltagserscheinung der Literatur, mißt sich in sein Charakterbild allerlei Dunkles und Ungeklärtes, das ihn, verbunden mit einer Art übersinnlichen Denkrichtung, zu einem Vorboden der Romantik macht, der er gewissermaßen als Gegenstück zum katholischen Mystizismus den protestantischen vorausgeschickt hat. Oft wird der Skeptiker betroffen und fragt sich, angesichts der naiv-düffelhaften Übertreibungen, der somnambulen Märschen und hellseherischen Kunststücken, ob er es hier nicht viel eher mit einem geriebenen Demagogen als mit einem hingerrissenen Gottesstreiter zu tun habe. Aber dann wird man durch die ins Pathologische gesteigerte Überspanntheit wieder entwaffnet. Hier hat wirklich das Schicksal, paradox gestaltend, das Bild eines exaltierten Mönches mitten hinein in ein nüchternes Dasein, in eine schmucklose Religion gezaubert, wo aus der seltenen Ver-

einigung von Leben und Phantasie, Dichtung und Wahrheit eine kuriose Erscheinung wuchs, deren geistige Verschrobenheit zuleht so weit ging, öffentlich zu erklären, Christus habe in ihm eine Gestalt gewonnen. Dies Produkt religiöser Hysterie interessiert wohl viel mehr den Psychoanalytiker, für uns aber ist die Bestimmung des Dichters Stilling in seiner „Lebensgeschichte“ erfüllt.

Thekla Blech-Merwin

Volk in Not

Schönherrs deutsches Heldenlied hat einen gewaltigen Erzklang! Aber auch die sanften, rührenden Züge fehlen nicht. Dem Stoff nach ein Andreas-Hofer-Drama, steht es wie ein leuchtendes Symbol unserer eigenen Gegenwart vor uns. Diese todesmutigen schlichten Kämpfer am Iselberg, von den kleinen Mädchen und Jungen an, die unermüdlich Kugeln auflesen, Büchsen spannen und bei solcher Handreichung ihr junges Leben fürs Heimatland opfern, bis zum alten Wirt, der mit allen seinen Söhnen im Kampf bei der wehenden, blutgetränkten Fahne fällt, kennen wir sie nicht alle? Sind es nicht unsere eigenen jungen Brüder, Gatten und Väter, die draußen in West und Ost jauchzend dem Tod fürs liebe Heimatland entgegenstürmen? Und diese Frauen, erzgemeißelt, still gefaßt, stolz die Tränen hinunter schlüpfend, ohne große Worte das Schwerste auf sich nehmend, wo sahen wir sie doch? Aus ferner, ferner Heldenzeit im alten Sparta, in Hellas (so anders, so ganz anders, als was sich heute „Griechen“ nennt!), da grüßten uns

ihre stolzen, glühenden Blicke. Aber begegnen sie uns nicht heute wieder in allen Kreisen des Volkes, von der stolzen Offiziersmutter bis zur ärmsten Bauernfrau, die ihren Einzigen hergibt. Aber der Wert des Schönherrschen Dramas ist keineswegs bloß darin begründet, daß es den Geist unserer eigenen Zeit in idealisierter Weise spiegelt. Das Stück ist, auch rein Bühnentechnisch betrachtet, eine Meisterleistung, straff im Aufbau, indem es sich entwickelt wie eine symphonische Dichtung. Der erste Akt: Vorbereitung, Ausleuchten des Grundthemas „Volk in Not“, und mannhafter Entschluß der Befreiung, im zweiten dann die rasche Steigerung zur höchsten Höhe, wie das ganze Heldengeschlecht der „Rotadl“ sich opfert in der Verteidigung der Fahne, bis herab zum zwölfjährigen „Seppete“, der „rödlisch sei Rugs!“ empfangen, „grad wie a G'waschner“, und wie der Sandwirt in den erschütternden Schrei ausbricht: „I kann nix derfür. Mir hab'n ihnen nix tan. Sie hab'n uns anpackt.“ Im dritten Akt dann das Ausklingen, zwar der Sieg ist erfodten, aber mehr als eine Mutter und Gattin hat das Liebste opfern müssen, die Söhne, den Mann. Aber sie tragen's alle mit heroischem Stolz, mit phrasenloser Größe. Die paar Worte der Rotadlwirtin, als sie hört, daß sie den Mann und drei Söhne verloren, sind von herzerreißender Tragik. „Gar koaner mehr — dös ist a bisl wianig.“ Diese prachtvolle Heldennutter wird symbolisch werden für viele Tausende, denen der Weltkrieg Ähnliches beschieden hat. Aber nicht im düsteren Mollafford klingt das wundervolle Drama aus: mit erhebener Selbstverständlichkeit begeben sich die Frauen an ihre Arbeit, der Sandwirt aber birgt die ge-

rettete, mit so viel edlem Blut verteidigte Fahne in der Höhlung eines mächtigen Rußbaumes und spricht zum kleinen Enkel des Rotadlwirts in der Wiege: „Schau, daß d' a richtiger Kerl werst. Und wenn's wied'r anal losgeahrt, nacher nimmst den Fahn und tragst 'n wie deine Vatersleut durch Bluet und Toad und Teuf'l.“

D. Otto Kiefer

Reimanns Grotesken

Es wird wohl jezt bald Friede werden: Georg Müller hat ein Buch herausgebracht, das nichts mit dem Kriege zu tun hat. Es ist eine Sammlung kleiner Grotesken von Hans Reimann, die den Titel führt: „Die Dame mit den schönen Beinen.“

Das Buch wird eine ganze Reihe Käufer finden, die beim Titel schmunzelnd an allerhand kleine und größere Gemeinheiten ihrer eigenen Erlebens- und Gedankensphäre erinnert werden. Diese Leser werden sehr enttäuscht sein: denn das Buch enthält keine Laßzivilitäten.

Dafür werden diejenigen, denen in der tragikomischen Kompliziertheit dieser Tage nicht der Sinn für humorvolle Schlichte abhanden kam, diese Humoresken mit Lust lesen.

Ich habe mich kindlich gefreut über die Großmutter, die Romane von der Heimbürg, der Marlitt und der Sudermann liest, über den Mops, der — vom Hafer gestochen — die alte Jungfer erschießt und über all die anderen Geschichtchen von den erwachsenen Kindern und den kindlichen Erwachsenen.

Von den letzteren werden einige zwar das Buch aus der Hand legen und sagen: „Nein; so ein Getue! Das können andere, z. B. Roda Roda, doch auch!“ Das Beispiel ist schlecht gewählt, weil Roda sich gerade als Kriegsberichterstatler auf dem Kriegsschauplatz — im Kampfe gegen die deutsche Sprache — befindet. Aber auch seine Kollegen (ich nenne keine Namen) können es nicht „auch“; denn sie zeigen ihren Humor und pflegen ihn um seiner selbst willen. Reimann mitnichten: er ist ein sehr ernster Schriftsteller, er ist kein „Humorist von Beruf“.

Alle Dinge erscheinen ihm ernst und wichtig; erst bei näherem Zusehen entdeckt er ihre Mängel, Abhängigkeiten und Banalitäten. Der Bürger an und für sich dünkt ihm auch nicht lächerlich; erst seine Umgebung, sein Verhältnis zur Zeit macht ihn dazu.

Hans Reimann ist vorurteilslos: nichts ist ihm unheilig. Darauf beruht sein Können. Er hat die Tragik des Alltäglichen entdeckt, fand sie abgenutzt, wollte sie wenden — und fand Komik. Wer kann dafür? Der Bürger. Er hätte die Alltäglichkeiten nicht abnutzen sollen. Er hätte sich nicht auf Gebräuche festlegen sollen: Reimann brandmarkt sie als Mißbräuche. — So schwindet viel Blödsinn. Roda Roda und seine Kollegen werden, wenn sie wieder nach Hause kommen, sich ein ganz neues Gebiet suchen müssen: den Platz, da sie grasen, hat Reimann gemäht.

Paul Nicolaus

Deutsches Literaturarchiv / Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.

Aus der Bibliothek habe ich entliehen:

(Bitte mit Bleistift oder Kugelschreiber ausfüllen)

Zeitschriftentitel

März

Signatur

Hesse
Pfan
Sca
~~641~~ 641.1

Datum

30.1.1990

Jahrgang, Erscheinungsjahr, Heft, Seitenzahlen

~~#~~ 11, I (1917) S 289-292.

Beitrag: Verfasser, Kurztitel

Th. Blech-Merwin, Ein protestatischer
Dichter

Name des Entleihers

Wohnort

Herrmann (Kerox)

Straße

Einen Durchschlag dieses Leihscheins erhalten Sie als Beleg bei der Rückgabe